

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgelb vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

**Redaktion:** Tauhaer Straße 19/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung Leipzig.  
**Telephon:** 18698.  
**Sprechstunde:** Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

**Inserate** kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Tauhaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

## Tageskalender.

Die deutschen Eisenindustriellen planen zur Niederzwingung der Werftarbeiter eine große Metallarbeiteraussperrung.

Die Mansfelder Gewerkschaft hat einen brutalen Vernichtungsfeldzug gegen die Organisation der Bergarbeiter begonnen.

Bei einer Sprengübung in einem Mainzer Fort wurde ein Soldat durch Gase getötet sowie vier Offiziere und acht Mann betäubt.

Nach amtlichen Angaben sind seit dem Ausbrechen der Cholera in diesem Jahre im russischen Reich 112 985 Personen an Cholera erkrankt, von denen 50 287 gestorben sind.

Die türkische Regierung droht den in die Berge geflüchteten Mazedonern die Anwendung des Bandengesetzes und Verbannung nach Asien an.

Die erste Strecke des Panamakanals ist gestern für die Schifffahrt eröffnet worden.

## Das belgische Genossenschaftsexperiment.

Leipzig, 20. August.

Unser belgischer Mitarbeiter schreibt uns: Bekanntlich ist Belgien das Mutterland der sozialistischen Genossenschaftsbewegung. Zwar gab es bereits in andern Ländern, wie Großbritannien und Frankreich, unzählige Arbeiterkonsumvereine, und namentlich Produktgenossenschaften, bevor die erste Genossenschaft in Belgien gegründet wurde; aber Belgien blieb die Initiative vorbehalten, diese Formen der Organisation als organische Glieder der modernen sozialistischen Arbeiterbewegung einzureihen und damit die sozialistische Genossenschaftsbewegung ins Leben zu rufen. Das geschah im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Genter Arbeiter gaben das Beispiel, indem sie die berühmte Genossenschaft Vooruit (Vorwärts) gründeten. Der Vooruit wurde zum Bestandteil der Genter Arbeiterföderation, genau so, wie die Wahlvereine, die Gewerkschaften, die Junge Garde usw.; die Mitglieder-Konsumenten der Genossenschaften waren also zugleich

Mitglieder der flämischen sozialistischen Partei und später der belgischen Arbeiterpartei. Der Vooruit baute Volkshäuser, die er den andern Arbeiterorganisationen unentgeltlich zur Verfügung stellte; er gab einen möglichst großen Teil seines Reingewinns an die sozialistische Zeitung ab, trug den größten Teil der Kosten der politischen Agitation, griff bei Streikbewegungen den Gewerkschaften unter die Arme, indem er entweder den streikenden Arbeitern unentgeltlich Brot und andre Lebensmittel lieferte, oder den Gewerkschaften selber größere Unterstützungsbeiträge zuwendete, oder auch ihnen die zur Auszahlung der Streikunterstützung notwendigen Barmittel vorschob. Innerhalb weniger Jahre wurden in allen wichtigen Städten und Arbeiterzentren Belgiens ähnliche Einrichtungen ins Leben gerufen. Heutzutage, ja in den meisten Fällen seit mindestens zwei Jahrzehnten, hat jeder belgische Ort, in dem der Sozialismus Fuß gefaßt hat, seine Genossenschaft und sein Volkshaus nach dem Muster des Genter Vooruit, der Brüsseler Maison du Peuple oder des Progrès vom Bergbaurevier des Centre.

Indessen ist diese unmittelbare Dienstbarmachung des Genossenschaftsgedankens für die Zwecke der sozialistischen Arbeiterbewegung auch in vielen andern Ländern, und zwar häufig in direkter Nachahmung des belgischen Beispiels, verwirklicht worden. In Frankreich (namentlich im Norden des Landes), in Holland, in verschiedenen Teilen Italiens und Oesterreichs, in der Schweiz (vor allem in den romanischen Landesteilen) und in den skandinavischen Ländern gibt es ähnliche Einrichtungen, wie die belgischen sozialistischen Genossenschaften. Aber trotzdem nehmen auch heute noch die Genossenschaften in Belgien der Gesamtbewegung gegenüber eine Stellung ein, wie in keinem andern Lande. Sie bilden hier — wie anderwärts die politische oder auch gewerkschaftliche Organisation — das Rückgrat der ganzen Arbeiterbewegung, deren übrigen Organisationsformen von den Konsumvereinen loszusagen überwuchert worden sind. Die Arbeiterpartei ist hier eine Föderation von Arbeiterorganisationen der verschiedensten Art; darunter nehmen jedoch die eigentlichen politischen Organisationen, die es im wesentlichen nur in einigen flämischen Städten gibt, einen verschwindenden Platz ein; die belgischen Gewerkschaften sind bekanntlich im allgemeinen noch äußerst unentwickelt; und die meisten übrigen Organisationen, die die Arbeiterpartei zusammenstellen — Turn-, Gesang-, Sports-, Bühnevereine und dergleichen — sind zum größten Teile bloße Anhängsel der Genossenschaften, in deren Lokalen sie haufen und von denen sie finanziert werden. Der Einfluß der Genossenschaften aber ist nicht nur deswegen so groß, weil sie der Partei den größten

Teil ihrer Mitglieder zuführen, sondern auch, weil sie ihre Geldgeberinnen sind und überhaupt ihre festeste materielle Grundlage bilden.

Angeichts der bevorstehenden Besprechung der Genossenschaftsfrage auf dem Kopenhagener Internationalen Kongress und auf dem Magdeburger Parteitag, lohnt es sich also aus einem doppelten Gesichtspunkte, sich mit den Erfahrungen zu beschäftigen, die man in Belgien mit den Genossenschaften gemacht hat, einmal, weil sich hier diese Erfahrungen über den größten Zeitraum erstrecken, und zweitens, weil Belgien nicht bloß das Mutterland, sondern nach den Beteuerungen der reformistischen Führer der belgischen Arbeiterpartei, auch das Mutterland der sozialistischen Genossenschaftsbewegung ist oder wenigstens sein soll. Prophezeite doch noch vor kurzem der Leiter des Genter Vooruit, Genosse Anseele, daß die Diskussion in Kopenhagen mit einer Apotheose der von den „deutschen Dogmatikern“ so verpönten „belgischen Methode“ enden würde. Sehen wir uns also die Resultate dieser belgischen Methode etwas genauer an.

Zunächst soll festgestellt werden, daß das belgische Experiment den Beweis erbracht hat, daß die Genossenschaften in der Tat ein wertvolleres Hilfsmittel im Kampfe des Proletariats sind, als man sich das lange Zeit und bis vor kurzem in Deutschland ziemlich allgemein vorgestellt hat. Wie es kam, daß der Wert der Genossenschaftsaktion von den deutschen Sozialdemokraten — und zwar viel mehr von den „Praktikern“, als von den „Dogmatikern“, wie Kautsky, an dessen vor mehr als zwei Jahrzehnten abgegebenem Urteil in dieser Frage heute noch recht wenig zu ändern ist — das ist bereits vor einigen Wochen an dieser Stelle dargetan worden, und es genügt hier wohl, festzustellen, daß der Umschwung zum günstigeren in der Wertung der genossenschaftlichen Arbeiterorganisation, der sich zurzeit in Deutschland vollzieht, von Belgien aus gesehen im großen ganzen gerechtfertigt erscheint. Inwiefern die Genossenschaften an sich ein Kampfmittel des Proletariats darstellen können, darüber läßt sich freilich auch an der Hand des belgischen Experiments streiten. Die öfters in Deutschland ausgesprochene Meinung, daß die Genossenschaften keine eigentlichen proletarischen Organisationen seien, weil sie keine besonderen proletarischen Klasseninteressen vertreten und beispielsweise kleinbürgerliche und proletarische Elemente in einer Interessengemeinschaft als Konsumenten vereinigen und damit den Klassencharakter der sozialistischen Bewegung verwischen könnten, ist jedenfalls durch die Praxis der sozialistischen Genossenschaftsbewegung in Belgien nicht bestätigt worden. Der Satz ist zwar im allgemeinen ganz richtig, aber die Befürchtung, daß die Genossenschaften auf diese Weise eine „Verkleinbürger-

## Arbeiter! Agitiert für die Protestversammlungen gegen den Fleischwunder!

### Seuiletton.

### Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

37] Nachdruck verboten.

Mutter und Töchter hätten ein ganz nettes Auskommen gehabt, wenn das Elend mit dem Pepi nicht gekommen wäre. Da hatten sie sich an den Sagstetter Loisl wenden müssen, von dessen Geldgeschäften sie durch die Kirchmair Rosina erfuhren.

Es war der Kätkin wohl recht hart geworden. Die Mathilde schrieb dem Sagstetter. Der war dann auch pünktlich zu der Kätkin heraufgekommen. Ganz heimlich, spät am Abend, als es schon dunkel war. Die drei Frauen hatten zitternd und angstvoll auf ihn gewartet.

Der Sagstetter Loisl wußte sofort Rat und beschaffte Frau Luise Angerer in kurzer Zeit die Summe, die sie für ihren Sohn brauchte. Eine lächerlich kleine Summe für den Loisl. Fünfhundert Gulden. Eine unsagbar schwere Bürde für die drei Frauen, die sich die Tilgung der Schuldenlast vom Mund absparen mußten.

Von alldem ahnte Michael Senn nichts. Kein Mensch außer Vater Remigius Kröll wußte davon. Und der war in solchen Sachen verschwiegen wie bei einem Beichtgeheimnis.

Den alten Senn beschlich manchmal ein Gefühl geheimen Neides, wenn er der Berggrätin gegenüberlag. Trotz des tiefen, stillen Leidens, das seine Spuren deutlich in ihr Gesicht prägte und sie um Jahre älter erscheinen ließ, beneidete er sie. Diese Mutter brauchte ihren Kummer nicht einsam zu tragen. Ihre Töchter trugen

ihn mit ihr. Sie war reich trotz ihrer Armut. Und der Pepi, ihr Sorgenkind, hatte trotz allem den Weg zu seiner Mutter gefunden. Er war zu ihr gekommen, zu der schwachen, altmodischen Frau und hatte ihr vertraut. Sie war ihm keine Fremde geworden wie Michael Senn seinem Sohn Franz.

Der alte Senn hatte niemals über den Franz zur Berggrätin gesprochen. Aber eines Tages nahm er das Kosele mit zu ihr. Ganz unerwartet. Die Berggrätin hatte das Kind noch nie gesehen. Sie ging seit Jahr und Tag nirgends anders mehr hin, als hinüber in die Pfarrkirche, die ihr fast vor den Fenstern stand.

Das Kosele machte erstaunte Augen, als der Großpapa sie in das düstere Haus und zu der fremden Frau führte. Sie steckte vor Verlegenheit gleich drei Finger auf einmal in den Mund und hielt sich mit der andern Hand krampfhaft an dem grauen Lodenrock des Großvaters fest.

Die Berggrätin war den beiden langsam und müde einige Schritte entgegengekommen. „Ist das —“ fragte sie mit leiser Stimme. Eine tiefe Rührung und Behmut überkam die alte Dame.

„Ja. Das ist's Kosele. Dem Franz sein Kind —“ sagte Michael Senn.

Die alte Dame mit dem schneeweißen Haar und dem schwarzen Spitzenhäubchen beugte sich zu dem Kinde nieder und küßte es innig auf die Stirn. Dann machte sie das Zeichen des Kreuzes über Stirne, Mund und Brust des Kindes und sagte leise mit zitternder Stimme: „Der liebe Gott soll dich beschützen, Kosele, daß du a. recht braves Kindele wirst.“

Dem Michael Senn wurden die Augen feucht. „Sag schön, küß die Hand Kosele!“ ermahnte er das Kind mit rauher Stimme. Dem Kosele kam die Stimme des Großpapas niemals rau vor. Sie hatte vollstes Vertrauen

zu ihrem Großpapa, auch wenn er im barschen Ton zu ihr sprach und sein finsternes Gesicht machte.

Die Mathilde sah von ihrem Stuhlrahmen am Fenster flüchtig auf. Dann nickte sie dem alten Senn einen kurzen Gruß zu und beugte sich wieder über ihre Arbeit. Während der Herr Senn am Tische bei der Berggrätin saß und mit ihr in stiller Art plauderte, näherte sich die Kleine der Mathilde und schaute ihr, den Finger andächtig im Munde haltend, neugierig bei der Stiderei zu.

Später kam dann auch noch die Agnes. Sie schien wegen der Gegenwart des Kindes gar nicht überrascht zu sein. Sie kannte die Kleine schon seit langem von der Straße und hatte das liebe Kind mit den blonden Locken und den tiefblauen Augen schon immer bewundert, ohne es je anzureden. Sie hatte auch schon viel davon erzählen hören, wie die Lina das Kind vernachlässigte. Das wunderte sie nicht. Sie hatte es von der Lina nicht anders erwartet. Daß jedoch der Franz so wenig Herz für das Kind besaß, tat ihr weh.

Es hatte lange gebraucht, bis Agnes die Liebe zu Franz überwand. Ihre ganze Kraft und Seelenstärke mußte sie aufbieten, bis sie endlich mit Ruhe an den einseitigen Jugendgeliebten denken konnte. Nun war ihr das möglich. Sie konnte jetzt sogar seinen Namen nennen hören, ohne daß sie Herzklopfen bekam, und konnte ihm mit ruhigem Blick in die Augen sehen, wenn er ihr hier und da begegnete und sie grüßte.

Ihre Seele war ruhig geworden, aber auch öd und leer. Eine stumpfe, müde Traurigkeit war zurückgeblieben, wie stille Resignation. Agnes Angerer hatte abgeschlossen mit ihrem Glück und mit ihrem Leben. In bangen, schlaflosen Nächten war sie oft vor dem Bild der Mutter Gottes gekniet und hatte mit heißer Inbrunst gebetet, die gnadenreiche Jungfrau möge diese sündige Liebe überwinden lassen.